

Offb. 3,10-13

Der Engel schreibt der Gemeinde in Philadelphia: Weil du mein Wort von der Geduld bewahrt hast, will auch ich dich bewahren vor der Stunde der Versuchung, die kommen wird über den ganzen Weltkreis, zu versuchen, die auf Erden wohnen. Ich komme bald; halte, was du hast, dass niemand deine Krone nehme! Wer überwindet, den will ich machen zum Pfeiler in dem Tempel meines Gottes, und er soll nicht mehr hinausgehen, und ich will auf ihn schreiben den Namen meines Gottes und den Namen der Stadt meines Gottes, des neuen Jerusalem, das vom Himmel herniederkommt von meinem Gott, und meinen Namen, den neuen. Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt!

Ich habe neulich ein neues Wort gelernt: „Doomscrolling.“ Ich zumindest kannte das noch nicht. Ich bin aber auch nicht besonders gut mit diesen neuen Ausdrücken. Doomscrolling ist: Da nimmt einer sein Handy, sieht sich die Nachrichten an. Er wischt sich von einer Schlagzeile zur nächsten. Und eine ist schlimmer und dramatischer als die vorherige. Eine Katastrophe nach der anderen. Aber irgendwie kann er auch nicht aufhören. Bis er irgendwann total gefangen ist in diesen schlechten Nachrichten und die ganze Welt für ihn nur noch furchtbar und entsetzlich ist. Gewalt und Tod und Untergang überall. Keine Hoffnung. Das ist „Doomscrolling“. Man versinkt quasi in all den negativen, schlimmen Dingen. Bekommt dieses Grundgefühl: „Was soll denn da noch Gutes kommen? Das wird nichts mehr!“ Resignation und Sorge als Lebensgefühl. Natürlich, das kann einem auch ganz ohne Handy passieren, dass man so gefangen wird im Negativen, dass man da gar nicht mehr herauskommt. Wie bei der älteren Dame, die mir vor einiger Zeit erzählt hat: Sie geht so gut wie gar nicht mehr aus dem Haus. Sie liest keine Zeitung mehr, sieht sich keine Nachrichten an. Sie igelt sich nur noch in ihrer Wohnung ein und erwartet ängstlich den kommenden Tag. Und die Katastrophen die dann kommen. Oder die junge Frau, die sagt: „Man kann in einer Zeit wie heute doch keine Kinder mehr in die Welt setzen! So wie die Welt heute aussieht, das kann man doch Kindern nicht zumuten!“ Oder wie der junge Mann, der sich auf der Straße festklebt, weil er davon überzeugt ist: Er gehört zur letzten Generation, die überhaupt noch etwas tun kann, um die Welt vor dem Untergang zu retten. Oder der Rentner, der sicher ist: Wenn die Regierung morgen nicht alles ganz anders macht, wird er in spätestens drei Jahren alles verloren haben, was er sich in seinem Leben aufgebaut hat. „Wie soll das denn gehen? Wer soll das denn alles bezahlen? Wie sollen wir das überstehen? Wer soll sich denn der Katastrophe entgegenstemmen? Und vor allem: Geht das überhaupt?“ Menschen können sich verlieren in ihren Sorgen. Großen, kleinen. Historischen, alltäglichen. Und man kann sich auch gegenseitig damit anstecken. Wenn man nicht nur überall Katastrophen sieht, sondern auch über gar nichts anderes mehr reden kann, als: „Meine Güte ist das alles furchtbar!“ „Ja, da hast du aber auch Recht.“ Bis diese Untergangsstimmung zu so einer Art allgemeinem Lebensgefühl wird. Einer Gemeinschaft. Einer Gesellschaft. Wobei natürlich schon klar ist: Das alles ist ja nicht ausgedacht. Die Probleme, die Not, die Sorgen, das gibt es ja wirklich. Das ist ja da. Und bei vielen dieser Probleme ist ja wirklich völlig offen, wie man sie bewältigen könnte. Wie soll man da nicht resignieren? Wie soll man da nicht ständig an Untergang denken?

Wie haben die Leute früher das denn gemacht? Denn: Katastrophe und Weltuntergang war ja eigentlich irgendwie schon immer. Zum Beispiel: Wir haben gerade einen Abschnitt aus der Johannesoffenbarung gelesen. Damals war auch Katastrophe. Das war damals die Zeit der schlimmsten Christenverfolgung. Christ sein konnte einen das Leben kosten. Morgen schon konnte es einen erwischen. Die Soldaten kommen, nehmen dich mit und das war's. Du kannst nie sicher sein, ob der fiese Nachbar von gegenüber, mit dem du schon die ganze Zeit streitest, dich nicht längst schon bei den Behörden angezeigt hat. Du kannst keinem vertrauen! Das war auch eine Katastrophe damals. Eine Zeit zum Fürchten. Und doch, wenn man hier liest, das klingt nicht nach: „Alles geht den Bach

runter!“ Hier geht es um Geduld, Bewahrung, Hoffnung. Überwindung. Und das alles mitten in einer sehr realen, lebensbedrohlichen Situation. Wie kann das sein? Wie konnten die damals mitten in Not und Bedrohung so getröstet sein und voller Hoffnung? Was war damals anders? Wussten die Leute damals etwas, was wir heute nicht wissen? Ich denke: Vielleicht hat es damit zu tun, wie die Leute damals auf ihre Zukunft geschaut haben. Denn: Die blicken sehr anders auf ihre Zukunft, als wir das heute tun. Wir heute sind gewohnt, zuerst auf das hier und jetzt zu schauen. Ganz nüchtern schauen wir uns um, analysieren die Situation. Und dann sehen wir natürlich auch die Probleme: Was läuft alles falsch? Wo geht es wieder schief? Wer hat hier wieder was verbockt? Und dann rechnen wir hoch: „Ok, das ist die Situation. Das ist die Lage. Das sind die Probleme. Angenommen, das geht so weiter, wie sieht dann unsere Zukunft aus?“ Und die Antwort: „Nicht gerade rosig.“ Wir überlegen: „Damit wir daraus noch eine gute Zukunft machen, müssen wir eben all diese Probleme lösen.“ Aber: Mach das mal. Wie soll das funktionieren? Damit die Zukunft irgendwie noch gut werden kann, bräuchten wir ja einen perfekten Plan zur Beseitigung aller Probleme. Aber wer hat den schon? Gibt es den überhaupt? Also, unser Fazit ist: Bei dem Zustand der Welt und wenn man bedenkt, wie kaputt Vieles ist und wie planlos wir oft sind, dann ist klar: „Unsere Zukunft wird ein Horror! Kann man nichts machen. Muss man nicht versuchen. DAS wird nichts mehr.“ So sehen wir auf die Zukunft. Die Leute damals machen es genau anders herum. Sie schauen von der Zukunft her auf ihre Gegenwart. Sie sind sich ganz sicher: „Unsere Zukunft wird gut. Sie muss gut werden, denn: Gott hat es gesagt. Er hat es versprochen. Unsere Zukunft ist eine Zukunft mit Gott. Er wird da sein, ganz nah, und bei ihm werden wir sicher sein du geborgen. Tränen werden getrocknet. Trauernde getröstet. Mit Gott wird unser Ende gut sein.“ Sie sind sich ganz sicher. Und von diesem Blick auf die Zukunft her, sehen sie sich dann ihre Gegenwart an: Sie werden bedroht, ja. Sie werden verfolgt, ja. Und es ist furchtbar. Eine Katastrophe. Aber weil sie von der Zukunft her denken, wissen sie auch: Das alles wird nicht für immer so sein. Es **ist** schrecklich, beängstigend, aber es wird überwunden werden. Das hier ist nicht das letzte Wort, das über uns gesprochen wird. Das letzte Wort über uns hat nur einer: Gott. Und wenn das letzte Wort bei Gott liegt, und es ein Wort voller Liebe und Sicherheit ist, dann kommt es auch gar nicht darauf an, dass wir jetzt all diese Probleme, die es uns so schwermachen, selber und aus eigener Kraft lösen: Wir brauchen nicht den genialen Plan, die übermenschliche Kraftanstrengung, damit alles gut werden kann. Ob es gut wird, hängt überhaupt nicht von unserer Kraft ab. Sondern von Gottes Willen. Und sein Wille ist klar: Er wird retten und bewahren. Wir heute schauen zuerst auf das Hier und Jetzt, sehen all die Probleme. Wir merken, wir können sie nicht lösen und finden darum keine Zukunft mehr. Und resignieren. Die Leute damals schauen zuerst auf die Zukunft. sie vertrauen, dass die Zukunft gut wird. Und von daher bekommen sie Hoffnung. Von daher ziehen sie die Kraft, auch in der schlimmsten Gegenwart zu bestehen. Man könnte vielleicht sagen: Ihre innere Gewissheit schlägt quasi eine Schneise der Hoffnung von der Zukunft her bis in Dunkelheit ihrer Gegenwart. Das ist der Unterschied.

Wenn aber nun dieser Blick von der Zukunft her auf die Gegenwart den Menschen damals so viel Kraft gegeben hat, dass sie die Verfolgung überstanden haben ohne zu verzweifeln, warum machen wir das denn nicht genauso? Ehrlich gesagt: Keine Ahnung. Vielleicht weil wir heute in einer Welt leben, die ganz grundsätzlich auf das „Hier und Jetzt“ ausgerichtet ist. Weil wir einfach gewohnt sind, alles sofort haben zu wollen und uns dabei die Zukunft irgendwie abhandengekommen ist. Vielleicht auch, weil wir so verliebt sind in unsere eigene Kraft: Was wir alles können. Was wir alles zuwege bringen. Was wir alles bewegen. Dass wir uns gar nicht vorstellen können und vielleicht auch gar nicht vorstellen wollen, dass die Rettung der Welt gar nicht von uns abhängt. Vielleicht aber trauen wir auch einfach der Zusage nicht mehr so, wie die Leute damals ihr getraut haben. Wenn Gott sagt: „Ich mache alles neu!“, antworten wir: „Echt? Wirklich?“ Und ohne festes Vertrauen in die Zukunft bleibt einem eben nur die Gegenwart. Kann alles sein. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur: Ich finde es schade! Ich finde es schade, von dieser Hoffnung zu schweigen. Oder anders

gesagt: Wie heilsam könnte es sein, wiederzuentdecken, wie die Leute in Philadelphia damals ihre schlimme Not überstehen konnten, ohne sich in ihren Sorgen zu verlieren oder zu resignieren. Denn darin steckt eine große Kraftquelle, die uns heute auch in Vielem weiterhelfen könnte. Wenn wir so vertrauen könnten, wie die Leute damals vertrauen konnten. Wenn wir auch, wie sie, sagen könnten: „Ich weiß doch, dass es am Ende gut werden muss.“ Dann wüssten wir nämlich auch: Selbst die größte Not ist nicht absolut. Nicht ewig. Hass nicht. Unrecht nicht. Streit nicht. Nicht einmal der Tod. All das ist vorläufig. Es kann und es wird überwunden werden! Und diese Gewissheit gibt mir Kraft, das auch zu versuchen. Und diese Gewissheit würde uns Kraft geben, nicht aufzugeben. Sich gegen das Dunkel zu stellen, mit unserer kleinen Kraft. Denn wir wüssten ja: Auch, wenn unsere Kraft nicht ausreicht, wenn unsere Ideen nicht gut genug sind, um die Welt zu retten. Gerettet wird sie eben doch. Und wir machen da mit. Wir wüssten genau: „Ich kann mit meinen halbklugen Ideen und mit meiner kleinen Kraft den Klimawandel nicht aufhalten. Aber ich muss nicht aufgeben. Ich kann mit meiner kleinen Kraft und mit meinen halbklugen Ideen aber doch wenigstens ein Stück weit dagegen angehen. Ich kann das Leid all der Menschen, die irgendwie hineingeraten sind in Terror und Krieg nicht beenden. Aber ich kann mit meiner kleinen Kraft dem Frieden eine Chance geben. In mir selbst Frieden suchen. In meinem Umfeld. In der Nachbarschaft. Oder politisch, wenn mir das gegeben ist. Mit meiner kleinen Kraft. Ich kann Menschen, die um einen Angehörigen trauern, nicht ihre Traurigkeit nehmen. Ich kann die Ungerechtigkeit nicht beseitigen, Hass nicht verhindern. Aber ich kann da sein, zuhören, begleiten.“ Und es wäre gut. genug. Denn, wenn wir vertrauen könnten wie sie vertrauen konnten, wüssten wir doch: „Ich muss das Dunkel in der Welt nicht aus eigener Kraft besiegen. Ich muss die Probleme nicht lösen. Ich muss aber auch nicht alles hilflos hinnehmen.“ Wenn wir vertrauen könnten, wie sie vertrauen konnten, dann würden wir uns ganz darauf verlassen: Er kommt bald. Und das neue bricht an. Und dann könnte ich sicher sein: Am Ende muss alles gut werden. Und wenn es noch nicht gut ist, dann ist es eben einfach noch nicht das Ende. Amen